



Alexandra Kofler

ERZÄHLEN ÜBER LIEBE

*Die Konstruktion von Identität
in autobiografischen Interviews*

campus

Inhalt

Einleitung	9
1. Identität: Ein uneindeutiges Konzept	15
1.1 (Personale) Identität und Individualität	21
1.2 Der sozialwissenschaftliche Identitätsbegriff	28
1.3 Identität als modernes Problem	33
1.4 Biografie als Lösung des Identitätsproblems?	36
2. Identität in Geschichten	41
2.1 Was ist eine Erzählung?	45
2.2 Narrativität und die Philosophie der Geschichten	50
2.3 Das Konzept der narrativen Identität.	55
2.4 Autobiografisches Erzählen und die Konstruktion des Selbst ...	60
3. Selbsterzählungen über Liebe als Orte von Identitätskonstruktionen?	65
3.1 Liebe als Erzählung	65
3.2 Der Liebesdiskurs: Eine Skizze	69
3.3 Identität(en) in Bezogenheit?	75
4. Rekonstruktion narrativer Identität(en)	77
4.1 Das Design der Interviewstudie.	77
4.2 Das narrative Interview	82

4.3	Materialanalyse und Auswertung	90
4.4	Fallstrukturen, Sampling und Fallvergleich	95
5.	Geschichten von der Liebe	99
5.1	Fallgeschichte Andrea: True Romance – Eine Apologie der Liebe	100
	(K)eine Liebe auf den ersten Blick	101
	Eine geheime, verbotene Liebe	104
	Glaubenskampf und Säkularisierungsprojekt	107
	Apologie der Liebe	111
	Eine ganz normale Beziehung?	112
	Gegenwelten	114
5.2	Fallgeschichte Markus: Interkulturelle Liebe – Eine Aneignungsgeschichte	115
	Herkunft und Aneignung	116
	Eine interkulturelle Beziehung?	118
	Ein typischer Asiate und narrativer Rollentausch	120
	Romantische Liebe als Rettung des Selbst	124
	Ernüchterung und virtuelle Liebe	125
5.3	Fallgeschichte Thomas: Zwischen Bindungsehnssucht und Wahlfreiheit – Ein (männlicher) Reifungsprozess	127
	Die ›vernünftigste‹ Lebensform: Eine Argumentation	129
	Männliche Lehrjahre und die Exploration des Weiblichen	129
	Eine Beziehung zwischen Liebe und Kalkül	132
	Tanja und die Anderen	134
	Handlungspraxis und Gedankenspiele	136
5.4	Fallgeschichte Gisela: Liebe als Projekt – Eine biografische Konversionsgeschichte	138

Ehe: Automatismen und Sozialisationseffekte: Eine weibliche Normalbiografie?	140
Konversion: Von der Fremd- zur Selbstbestimmtheit.	142
Risikante Freiheiten	143
Liebe, Familienleben und Karriere: Ein Spannungsfeld	144
Partnertausch und Liebe als Projekt.	146
Eine biografische Erfolgsbilanz?	147
5.5 Fallgeschichte Michael: Zwischen Nähe und Autonomie – Eine Passionsgeschichte	148
Vorenthaltene Mutterliebe.	150
Kampfzone der Geschlechter.	151
Das Drama der Adoleszenz	153
Sexuelle Initiation und therapeutischer Wandel.	156
Geschlechterkonstruktionen	160
5.6 Fallgeschichte Veronika: Ein ungleiches Paar? Oder: Die narrative De-Konstruktion von Beziehung	163
Das erste Treffen in zwei Versionen	165
Das Milieu	167
Zukunftspläne.	170
Bildungsunterschiede	173
Resignation?	175
Eine negative Bilanz?	176
6. Schlussbetrachtung: Erzählte Identität(en)?	179
6.1 Identitätskonstruktionen zwischen Gleichheit und Wandelbarkeit	181
6.2 Biografische Schemata und kulturelle Narrative als Ressourcen der Identitätskonstruktion.	185

6.3 Narrative Strategien im autobiografischen Erzählen.	194
6.4 Identitäten in Bezogenheit? Zwischen Romantik und Ernüchterung.	198
Nachwort.	209
Literatur.	211
Dank	229

Einleitung

»Wir erzählen Geschichten,
weil die Menschenleben Erzählungen brauchen und verdienen.«
(Ricœur 1988: 119)

In einer Aussendung des *Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne (CIERA)* vom Juni 2009 wird von einem Wiederaufleben der Erzählung berichtet.¹ Es ist die Rede vom Aufkommen eines »postklassischen Erzählens«, von einer »Rückkehr der großen Erzählungen« und dem »Eintritt in ein neues narratives Zeitalter«. Das Storytelling habe als zentrale Strategie in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Therapie und im Privaten einen Wechsel vom Begründen zum Erzählen herbeigeführt. Mehr als Fakten und Argumente zähle heute die gute Story, wenn es darum geht, Wahlerfolge zu erzielen oder Produktbindungen herzustellen. Tatsächlich legt schon ein kurzer Blick auf die gegenwärtige Bekenntnis- und Selbstinszenierungskultur (Burkart 2006) die Vermutung nahe, dass gerade heute mehr denn je erzählt wird. Das (außerliterarische) Erzählen bildet ein favorisiertes Mittel der Selbstdarstellung im Alltag. Überall wird erzählt, werden Selbsterzählungen geliefert – in Blogs, Talkshows, im psychotherapeutischen Kontext, in life-writing-workshops u.s.w. In gleicher Weise übersteigen auch im wissenschaftlichen Kontext die vielfältigen Bezugnahmen auf das Erzählen und die Erzählung mittlerweile den Rahmen der Darstellbarkeit.²

Diese Neuentdeckung mag aber erstaunen, bedenkt man, dass es sich beim Erzählen um eine zentrale Praxis menschlichen Lebens handelt:

1 Die Aussendung ist ein Call for Papers unter dem Titel *Erzählte Welten/Mondes en narration* vom 21.04.2009 und findet sich unter folgender Adresse: <http://hsokult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=11281>

2 Für einen Überblick zur Renaissance der Erzählung in der Wissenschaft siehe die Darstellung bei Martin Kreiswirth in *Trusting the tale. The Narrativist Turn in the Human Sciences* (Kreiswirth 1992) sowie Donald Polkinghorne *Narrative knowing and the human sciences* (Polkinghorne 1988).

»Außerdem findet man die Erzählung in diesen nahezu unendlichen Formen zu allen Zeiten, an allen Orten und in allen Gesellschaften; die Erzählung beginnt mit der Geschichte der Menschheit; nirgends gibt und gab es jemals ein Volk ohne Erzählung; alle Klassen, alle menschlichen Gruppen besitzen ihre Erzählungen. [...] Die Erzählung schert sich nicht um gute oder schlechte Literatur: sie ist international, transhistorisch, transkulturell, und damit einfach da, so wie das Leben.« (Barthes 1988: 102)

Erzählen ist eine universelle Kulturpraxis, wie Roland Barthes deutlich macht. Sie beschränkt sich nicht auf den Bereich professionalisierten Erzählens, sondern sie findet sich in jedem Bereich des Lebens. Der enge Zusammenhang zwischen Kultur und Erzählen hat die Erzählung mitunter zu einem Gradmesser kultureller Einschätzungen gemacht: Die These vom Verlust des Erzählvermögens im Zeitalter der Massenmedien erscheint etwa bereits bei Walther Benjamin als Untergang der Kultur.³ Dennoch bildet das Erzählen nach wie vor ein zentrales Medium der Selbst- und Welterkenntnis. Vielmehr erlangt es angesichts erhöhter Anforderungen biografischer Sinnstiftung und Orientierung neuerliche Dringlichkeit. Das gegenwärtige Interesse am Erzählen lässt sich somit auch als ein Indiz für gesellschaftliche Veränderungen und Verluste verstehen. Vor allem sozialpsychologische Konzeptionen weisen dem Erzählen angesichts sozialer Differenzierung, Individualisierung und Fragmentierung die Funktion subjektiver Identitätsbildung zu: Nur die Erzählung vermöge jene Einheit wiederherzustellen, die gesellschaftlich bereits unmöglich geworden sei. Erzählen stiftet Identität und Zugehörigkeit – eine Funktion, die besonders in Zeiten biografischer Brüchigkeit an Bedeutung gewinnt.

Die vorliegende Untersuchung nimmt das autobiografische Erzählen als eine Praxis der Identitätskonstruktion in den Blick. Dies erfolgt in zweifacher Hinsicht: Im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung mit den gängigen Positionen der Identitätsdebatte wird eine narrative Konzeptualisierung des Identitätsbegriffs vorgeschlagen. Der Frage nach der identitäts-

3 Im Jahr 1937 stellt Benjamin in seinem Essay *Der Erzähler* die Diagnose, dass es mit der Kunst des Erzählens zu Ende gehe, weil wir das Vermögen verloren hätten, Erfahrungen mitzuteilen und auszutauschen: »Immer seltener wird die Begegnung mit Leuten, welche rechtschaffen etwas erzählen können. Immer häufiger verbreitet sich Verlegenheit in der Runde, wenn der Wunsch nach einer Geschichte laut wird. Es ist, als wenn ein Vermögen, das uns unveräußerlich schien, das Gesichertste unter dem Sicherem, von uns genommen würde. Nämlich das Vermögen, Erfahrungen auszutauschen. Eine Ursache dieser Erscheinung liegt auf der Hand: die Erfahrung ist im Kurse gefallen.« (Benjamin 1969 [1937]: 385)

konstitutiven Bedeutung des Erzählens wird in Form einer Analyse autobiografischer Selbsterzählungen zum Thema Liebe nachgegangen. Anhand von Interviews, in denen Personen von ihren Lebens- und Liebeserfahrungen berichten, soll gezeigt werden, inwiefern Identität weder ein stabiler Tatbestand, noch ein Besitz der Person ist, sondern sich vielmehr als eine immer wieder neu zu leistende narrative Aufgabe darstellt. Auf diese Weise verbindet die vorliegende Studie eine philosophisch-hermeneutische Theorie der narrativen Identität mit einem empirisch-biografischen Forschungsansatz.

In Kapitel 1 wird gezeigt, inwiefern die für die Identitätsdebatte zentralen Konzeptionen vom autonomen und unterworfenen Subjekt Denkfiguren bleiben die gewissermaßen leer laufen. Zwar fungieren sie als grundlegende Vorstellungen im Nachdenken über das Subjekt und dessen Verfasstheit, allerdings vermögen sie nicht aufzuklären, wie sich Identität innerhalb der Lebenspraxis konstituiert. Erst im Rahmen einer Theorie der Narrativität findet das Paradoxon der Identität des Nicht-Identischen eine Lösung (Kapitel 2). Paul Ricœur hat diesbezüglich am Begriff der Identität die zwei Bedeutungen Gleichheit und Selbstheit unterschieden (Ricœur 1996: 173), auf die sich auch die vorliegende Untersuchung stützt. Während Gleichheit auf eine bestimmte Form der Unveränderlichkeit in der Zeit zielt (und somit die Person als zeitlich seiende stets verfehlt), ist Identität in der Bedeutung von Selbstheit zu verstehen als ein zeitlich verfasstes Selbstverhältnis, das die Grundlage der Person bildet. Das Rätsel, wie wir uns als Personen zeit unseres Lebens als dieselben und doch zugleich als veränderlich verstehen können, findet in dieser Unterscheidung eine mögliche Antwort: Nur innerhalb eines Selbstverhältnisses konstituiert sich ein dauerndes Individuum, das sich zugleich zu seinen wechselnden Bezügen in der Zeit ins Verhältnis setzen kann. Dem Erzählen kommt diesbezüglich eine spezifische Funktion zu, da es die Herstellung einer diachronen Identität in der Gestalt der Erzählung erlaubt. In einer narrativen Perspektive wird das Selbst mit und in seinen Geschichten hervorgebracht und erweist sich als ein Produkt fortgesetzter, jedoch zunehmend wechselhafter Sinnzuschreibungen. Die Form der Identität ergibt sich dabei aus der narrativen Konfiguration – letztlich aus der Form der Erzählung.

Das Konzept einer narrativen Identität kann folglich als Antwort auf die theoretische Opposition zwischen Fragmentierung und Stabilität des Selbst und dessen Identität fungieren. In einer narrativen Perspektive ist die Identität einer Person nicht mehr durch einen unveränderlichen Wesenskern gesichert, sondern sie stellt sich in Bezügen, Interaktionen und Relationen her